



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Bilder aus der deutschen Geschichte**

**Treitschke, Heinrich von**

**Leipzig, 1918**

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83849](#)

## Die Schlacht bei Belle-Alliance.

---

Spät in der Nacht (des 16. Juni) wurde Blücher von seinen Generalstabsoffizieren in einem Bauernhause zu Mellerh, auf dem Wege nach Wavre, aufgefunden. Ruhig seine Pfeife rauchend, lag der Alte auf der Streu; er fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen von dem schweren Sturze, doch seine frohe Zuversicht war nicht gebrochen. Unbedenklich genehmigte er die Anordnungen seines Freundes; die beiden hatten sich so ganz ineinander eingelebt, daß Gneisenau sicher war, stets aus der Seele des Feldmarschalls heraus zu beschließen. Am Morgen ritt der Feldherr dem Heere voraus nach Wavre; die Soldaten jubelten, sobald sie des Geretteten ansichtig wurden, und antworteten mit einem fröhlichen Ja, als er im Vorüberreiten fragte, ob sie morgen wieder schlagen wollten. Auf den Sonnenbrand von gestern folgte ein grauer schwüler Tag mit vereinzelten Gewitterschauern, dann am Abend strömender Regen, die ganze Nacht hindurch. Mühsam wateten die Soldaten, die nun seit drei Tagen im Marsch oder im Gefechte gewesen, in dem aufgeweichten schweren Boden und schoben die Räder der Kanonen durch den tiefen Schlamm. Auf der Beiwacht war der Schlaf fast unmöglich, und doch blieb der frohe Mut unverwüstlich; am Morgen des 18. sah man die schlesischen Füsiliere nach den Klängen der Feldmusik einen lustigen Walzer tanzen. Ein warmer Aufruf des Feldmarschalls mahnte die Truppen, ihre letzte Kraft aufzubieten für den neuen Kampf: „vergesset nicht, daß Ihr Preußen seid, daß Sieg oder Tod unsere Lösung ist!“

In seinem Berichte an den König sprach Gneisenau offen die Anklage aus, daß Wellington „wider Vermuten und Zusage“ seine Armee nicht rechtzeitig konzentriert habe, und in vertrauten Briefen äußerte er sich noch weit schärfer. Jedoch in dem veröffentlichten Berichte des Blücherschen Hauptquartiers wurde die peinliche Frage schonend übergangen, und auch nach dem Kriege verschmähte Gneisenau, um der Bundesfreundschaft willen, hochherzig jeden Federkrieg, obgleich die unaufrichtigen Erzählungen des Briten sein reizbares militärisches Ehrgefühl geradezu zum Widerspruche herausforderten. Erst zwanzig Jahre später wurde durch ein nachgelassenes Geschichtswerk von Clausewitz, der unzweifelhaft die Mitteilungen seines Freundes Gneisenau benutzt hatte, die geheime Geschichte dieses Feldzuges aufgeklärt. In jenem Augenblicke vollends lag dem fähnlichen Manne nichts ferner als ein unfruchtbare Hadern um vergangene Fehler; er meldete dem König, eine Schlacht mit geteilten Kräften sei jetzt nicht mehr möglich, und traf sofort seine Vorbereitungen für die Vereinigung mit dem englischen Heere. Die Stimmung im Hauptquartiere ward mit jeder Stunde zuversichtlicher, da die zuwartende Haltung des Feindes deutlich bewies, daß das Ergebnis des 16. Juni zwar eine verlorene Schlacht, aber keine Niederlage war. Blücher fühlte sich des Erfolges völlig sicher; er wollte, falls Napoleon die Engländer nicht angriffe, selber mit Wellington vereint dem Feinde alsbald die Schlacht anbieten und hieß das wilde Regenwetter, „unseren alten Alliierten von der Kazbach“, hochwillkommen. Der russische Militärbefolmächtigte Toll kam übel an, als er für nötig hielt, diese stolzen Preußen zu trösten und beschwichtigend sagte, die große Armee unter Schwarzenberg werde alles wieder gutmachen. Blüchers Adjutant Nostiz erwiderte scharf: „ehe Sie zu Ihrem Kaiser zurückkehren, ist entweder der belgische Feldzug ganz verloren oder wir haben die zweite Schlacht gewonnen, und dann brauchen wir Eure große Armee nicht mehr!“

Auf Blüchers Anfrage erklärte sich der englische Feldherr bereit, am 18. an der Brüsseler Straße eine neue Schlacht an-

zunehmen, wenn er auf die Hilfe von etwa 25 000 Preußen zählen könne. Der Alte erwiderte, er werde kommen und hoffentlich mit seiner ganzen Armee. Nach einem kurzen glänzenden Reitergescheite, wobei Lord Uxbridge mit den Riesen der englischen Gardekavallerie die französischen Lanciers buchstäblich niederritt, ging Wellington am Nachmittage nordwärts zurück und versammelte sein Heer bei Mont St. Jean, rittlings auf der Brüsseler Straße, mit der Front nach Süden. Die Furcht vor einer Umgehung von rechts her gab er freilich noch immer nicht ganz auf und ließ daher bei Hal, zwei Meilen westlich vom Schlachtfelde ein Korps von 17 000 Mann stehen, so daß in den Entscheidungsstunden fast ein Fünftel seines Heeres fehlte. Das preußische Heer war in der Nacht vom 17. auf den 18. vollzählig in der Gegend von Wavre versammelt, nur zwei starke Meilen östlich von Mont St. Jean, und auch die sehnlich erwartete Munitionskolonne traf noch ein. Aber diese kurze Entfernung, die ein Adjutant im Galopp wohl in einer guten Stunde zurücklegen konnte, bot bei dem entsetzlichen Zustande der Wege für die unbehilflichen Geschützmassen einer großen Armee erhebliche Schwierigkeiten. Zudem ward ein langer Aufenthalt unvermeidlich, da das noch unberührte Korps Bülow's die Spitze nehmen sollte und die weiter vorwärts stehenden Heertheile erst durchkreuzen mußte. Beabsichtigte der englische Feldherr nur eine Demonstration, wie Gneisenau eine Zeitlang argwöhnte, so konnte die Lage der Preußen, die ihre linke Flanke bloßstellten, hochgefährlich werden; nur im festen Vertrauen auf die unerschütterliche Ausdauer des englischen Heeres durften sie das Wagnis unternehmen. Wellington getraute sich dem preußischen Feldherrn nur zuzumuten, daß er zur Verstärkung des linken Flügels der Engländer herankäme. Gneisenau aber wählte nach seiner großen Weise einen kühneren und schwereren Plan: er dachte vielmehr die Franzosen im Rücken und der rechten Flanke anzugreifen. Gelang dieser Schlag, so war Napoleons Heer vernichtet und der Krieg mit einem Male beendet.

Daß die Besiegten so verwegene Gedanken fassen durften, wurde nur möglich durch die Unterlassungsfürden des Siegers. Gewiß war es für Napoleon nicht unbedenklich, den Preußen mit der Hauptmacht seines Heeres zu folgen. Aber seine verzweifelte Lage forderte kühne Entschlüsse. Blieb er dem rührigsten seiner Gegner auf den Hacken, so war möglich, daß die geschlagene Armee auf dem Rückzuge gänzlich aus den Fugen geriet, da die Wirkung eines Sieges sich durch unaufhaltsame Verfolgung zu verdoppeln pflegt. Ob Wellington dann noch einen Schlag gegen Ney wagte, erschien mindestens zweifelhaft; wahrscheinlicher doch, daß der Bedachtsame sich auf Antwerpen zurückzog. Es war nicht Kleinmut, was den Imperator hinderte, diesen Entschluß zu fassen, sondern der alte Fehler der Überhebung. Wie einst nach der Dresdener Schlacht und nach den Siegen in der Champagne, so dachte er auch jetzt zu niedrig von dem Gegner; er glaubte bestimmt, die Preußen eilten in voller Auflösung dem Rheine zu, und hielt nicht einmal für nötig, ihren Rückzug beobachten zu lassen. Stand es also wie er wünschte, dann blieb ihm freilich Zeit vollauf, um das englische Heer zu schlagen. Gemächlich ließ er seine Truppen am Vormittag des 17. rasten. Seine Gedanken weilten mehr in Paris als bei dem Heere; er fragte seine Generale, was wohl die Jakobiner nach diesem neuen Siege des Kaiserreichs tun würden. Erst um Mittag befahl er dem Marschall Grouchy, den Preußen zu folgen, in der Richtung ostwärts nach Gembloux und der Maas, sie nicht aus den Augen zu lassen und ihre Niederlage zu vollenden; für diesen Zweck gab er dem Marschall 33 000 Mann, eine Macht, zu stark für ein Beobachtungskorps, zu schwach, um eine Schlacht gegen das gesamte preußische Heer zu wagen. Grouchy zog während der zweiten Hälfte des Tages nach Osten in die Irre, ohne der Preußen gewahr zu werden. Erst am Morgen des 18. fand er ihre Spur und wendete sich gegen Wavre: aber von Gneisenaus Plänen ahnte er nichts, sondern vermutete nunmehr die preußische Armee auf dem Rückzuge nach Brüssel. Er so wenig wie sein Kaiser hielt für

denkbar, daß ein geschlagenes Heer sich sogleich nach der Schlacht wieder ordnen und zu einem neuen Angriffe rüsten könnte. Der Gedanke, sich zwischen die beiden Heere der Koalition einzuschieben, kam dem Imperator jetzt nicht mehr in den Sinn, da die Möglichkeit des Rückzuges der Preußen nach Norden durchaus außerhalb seiner Berechnung lag. Er selber vereinigte sich am Nachmittage des 17. in der Nähe von Quatrebras mit der Armee Ney's, zog dann in voller Sicherheit nordwärts auf der Brüsseler Straße den Engländern nach, um sie morgen oder übermorgen diesseits oder jenseits von Brüssel zur Schlacht zu zwingen.

So verworren und unsichtig die Doppelschlacht am 16. Juni verlaufen war, ebenso einfach großartig gestaltete sich der Gang der Ereignisse am 18. Wellington hatte mit Kennerblick eine feste defensive Stellung gewählt, wie er sie von Spanien her liebte. Sein Heer hielt auf einem langgestreckten niederen Höhenzuge, der von Westen nach Osten streichend, etwa in der Mitte, bei dem Dorfe Mont St. Jean von der wohl gepflasterten Brüsseler Landstraße senkrecht durchschnitten wird. Auf diesem engen Raum von kaum 5000 Schritt Länge standen die Truppen dicht zusammengedrängt, mehr als 30 000 Deutsche, 24 000 Engländer, über 13 000 Niederländer, zusammen 68 000 Mann, auf der Rechten Lord Hill, im Zentrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel General Picton. Ein tief eingeschnittener, von Hecken eingefasster Querweg lief die Front entlang. Im Rücken des Heeres fiel der Boden sanft ab, so daß die Mehrzahl der Regimenter dem anrückenden Feinde verborgen blieb; weiter nördlich lag an der Landstraße der lichte, von zahlreichen Wegen durchzogene Wald von Soignes, der für den Fall des Rückzuges eine gute Deckung bot. Der Herzog blieb während vieler Stunden im Zentrum bei Mont St. Jean; hier unter einer Ulme, auf einer Bodenwelle neben der Landstraße, konnte er fast die ganze Aufstellung überblicken und nach seiner Gewohnheit alles unmittelbar leiten. Einige hundert Schritt vor der Front lagen wie die Vorwerke einer Festung drei stark besetzte Positionen: vor der

Rechten das Schloß Goumont inmitten der alten Bäume seines Parkes, von hohen Mauern umschlossen; vor dem Zentrum an der Landstraße das Gehöste La Haye Sainte; vor dem äußersten linken Flügel die weißen Häusergruppen von Papelotte und La Haye. Die Straße fällt südlich von Mont St. Jean sanft ab, führt dann völlig eben durch offene Felder und steigt eine starke halbe Stunde weiter südlich, nahe bei dem Bachthofe La Belle Alliance wieder zu einem anderen niederen Höhenzuge empor, so daß das Schlachtfeld eine weite, mäßig eingetiefe Mulde bildet, die allen Waffen den freiesten Spielraum gewährt.

Auf diesen Höhen bei Belle Alliance stellte Napoleon sein Heer auf, Reile zur Linken, Erlon zur Rechten der Straße, dahinter bei Rossomme die Reserve; sein Plan war einfach durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen, womöglich an der schwächsten Stelle, auf ihrem linken Flügel. Da die unsicherer Feuerwaffen jener Zeit dem Angreifer erlaubten, mit ungebrochener Kraft nahe an den Verteidiger heran zu gelangen, so hoffte der Imperator durch ungeheure Massenschläge den zähen Gegner niederzuringen. Seine Kriegsweise war während der letzten Jahre immer gewaltamer geworden; heute vollends, in der fieberischen Leidenschaft des verzweifelten Spielers zeigte er die ganze Wildheit des Jakobiners, ballte viele Tausende seiner Reiter, ganze Divisionen des Fußvolks zu einer einzigen Masse zusammen, damit sie wie die Phalangen Alexanders mit ihrem Elefantentritt alles zerstörten. So begann die Schlacht — ein beständiges Vordringen und Zurückfluten der Angreifer gleich der Brandung am steilen Strand — bis dann das Erscheinen der Preußen in Napoleons Rücken und rechter Flanke den Schlachtplan des Imperators völlig umstieß. Der Kampf verlief wie eine planvoll gebaute Tragödie: zu Anfang eine einfache Verwicklung, dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des alles zermalgenden Schicksals; unter allen Schlachten der modernen Geschichte zeigt wohl nur die von Königgrätz in gleichem Maße den Charakter eines vollendeten Kunstwerks. Der

Lezte Ausgang hinterließ in der Welt darum den Eindruck einer überzeugenden, unabwendbaren Notwendigkeit, weil ein wunderbares Geschick jeder der drei Nationen und jedem der Feldherren genau die Rolle zugewiesen hatte, welche der eigensten Kraft ihres Charakters entsprach: die Briten bewährten in der Verteidigung ihre kaltblütige, eiserne Ausdauer, die Franzosen als Angreifer ihren ritterlichen, unbändigen Mut, die Preußen endlich die gleiche stürmische Verwegenheit im Angriff und dazu, was am schwersten wiegt, die Selbstverleugnung des begeisterten Willens.

Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern im Südosten bei Namur wähnte. Seine Armee zählte über 72 000 Mann, war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre starke Kavallerie und die Überzahl der Geschüze — 240 gegen 150 Kanonen — überlegen. Unter solchen Umständen schien es unbedenklich, den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonne den durchweichten Boden etwas abgetrocknet hätte. Um den Gegner zu schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator im Angesichte der Engländer eine große Heerschau; frank wie er war, von tausend Zweifeln und Sorgen gepeinigt, empfand er wohl auch selber das Bedürfnis, sich das Herz zu erheben an dem Anblick seiner Getreuen. So oft er späterhin auf seiner einsamen Insel dieser Stunde gedachte, überkam es ihn wie eine Verzückung, und er rief: „die Erde war stolz, so viel Tapfere zu tragen!“ Und so standen sie denn zum letzten Male in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die solange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Nachgier und die unzählbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an; die Feldmusik spielte das Partant pour la Syrie! In langen Linien die Bärenmäuse der Grenadiere, die Rosschweifhelme der Kürassiere, die betroddelten Tschakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines

der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah. Die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreichs erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finsternen Majestät, so wie der Dichter sein Bild kommenden Geschlechtern überliefert hat, mitten im Wetterleuchten der Waffen zu Fuß, in den Wogen reitender Männer. Die brausenden Hochrufe wollten nicht enden; hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern erst aufs neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Und doch kam dieser krampfhaften Jubel, der so seltsam abstach von der gehaltenen Stille drüben im englischen Lager, aus gepreßten Herzen: das Bewußtsein der Schuld, die Ahnung eines finsteren Schicksals lag über den tapferen Gemütern. Zehn Stunden noch, und die verwegene Hoffnung des deutschen Schlachtendenkers war erfüllt, und dies herrliche Heer mit seinem Troze, seinem Stolze, seiner wilden Männerkraft war vernichtet bis auf die letzte Schwadron.

Um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr begann Napoleon die Schlacht, ließ seinen linken Flügel gegen das Schloß Goumont vorgehen, während er zugleich auf seiner Rechten die Anstalten für den entscheidenden Stoß traf. Vier Divisionen Fußvolk scharten sich dort zu einer riesigen Heersäule zusammen; eine bei Belle Alliance aufgestellte große Batterie bereitete durch anhaltendes Geschützfeuer den Angriff vor. Gegen  $\frac{1}{2}$  2 Uhr führte General Erlon die gewaltige Infanteriemasse wider den linken Flügel der Briten heran. Aber noch bevor diese Bewegung begann, wurde der Imperator bereits durch eine unheimliche Nachricht in der kalten Sicherheit seiner Berechnungen gestört. Er erfuhr um 1 Uhr durch einen aufgefangenen Brief, daß General Bülow auf dem Marsche sei gegen die rechte Flanke der Franzosen; und während er auf der Höhe bei Rossomme, im Rücken des Zentrums, an seinem Kartentische stand, glaubte er auch schon fern im Osten bei dem hochgelegenen Dorfe Chapelle St. Lambert dunkle Truppenmassen zu bemerken, die alsbald zwischen den Wellen des Bodens wieder verschwanden. Ein sofort ausgesendeter Ad-

jutant bestätigte die Vermutung. Gewaltsam suchte sich der Kaiser zu beruhigen und schickte vorläufig zwei Kavalleriedivisionen ostwärts über den rechten Flügel der Schlachtstellung hinaus. Es war ja doch sicher nur das eine Korps Bülow's, vielleicht nur ein Teil davon, und ehe die Preußen in die Schlacht eingreifen konnten, mußte Wellington geschlagen sein. Seinen Offizieren aber sagte Napoleon mit zuversichtlicher Miene, Marshall Grouchy ziehe zur Unterstützung der rechten Flanke herbei: die Armee durste von der Gefahr nichts ahnen. Währenddem war Erlon mit seinen vier Schlachthaufen vorgerückt; schon während des Anmarsches erlitt er schwere Verluste, ganze Reihen in den tiefen Kolonnen wurden von den englischen Kanonenkugeln niedergerissen. Es gelang zuerst, eine niederländische Brigade in die Flucht zu schlagen; nur ein Teil der Truppen des jungen Königreichs bewährte sich; der alte Blücher hatte ganz recht gesehen, als er meinte, diese Belgier schienen „keine reißenden Tiere“ zu sein. Dann aber brach das englische und hannoversche Fußvolk hinter den schützenden Hecken hervor, umfaßte mit seinen langen Linien die unbehilflichen Klumpen der Franzosen. Nach einem mörderischen Gefechte, bei dem der tapfere Picton den Tod fand, mußten die Angreifer zurückgehen. Ponsonbys schottische Reiter setzten nach, sprengten die Weichenden auseinander, drangen in unaufhaltbarem Laufe bis in die große Batterie der Franzosen; hier erst wurden sie durch französische Kavallerie zur Umkehr genötigt.

Der große Schlag war mißlungen. Und jetzt ließ sich schon nicht mehr verkennen, daß jedenfalls ein beträchtlicher Teil der preußischen Armee im Anmarsch war, und zwar in der Richtung auf das Dorf Plancenoit, das im Rücken des rechten Flügels der Franzosen lag. Noch stand es dem Imperator frei, die Schlacht abzubrechen, aber wie hätte der Stolze einen so kleinmütigen Entschluß fassen können? Er sendete das Korps Lobau's über Plancenoit hinaus, so daß seine Schlachtstellung statt einer einfachen Linie nunmehr einen auf der Rechten rückwärts gebogenen Haken bildete. Die Preußen verdarben ihm die ganze Anlage

der Schlacht, noch bevor von ihrer Seite ein Schuß gefallen war. Den gegen die Engländer fechtenden Heerteilen wurde die auf der Rechten drohende Bedrängnis sorgsam verborgen gehalten. Darum ließ Napoleon die Truppen Lobaus nicht weiter nach Osten vorgehen, wo sie das Korps Bülow's am Rande des breiten Lasnetals leicht aufhalten konnten, sondern hielt sie nahe bei Plancenoit zurück: der Zusammenstoß mit den Preußen sollte so lange als möglich hinausgeschoben werden, damit die Armee nicht durch den Kanonendonner auf der Rechten in ihrer Siegeszuversicht beirrt würde. Aus Furcht vor dem Angriff der Preußen wagte der Imperator auch nicht mehr, die 24 Bataillone seiner Garde, die noch unberührt in Reserve standen, gegen die Engländer vorzuschicken, sondern beschloß, mit seiner gesamten Kavallerie das Zentrum Wellingtons zu durchbrechen: ein aussichtsloses Beginnen, da die Hauptmasse des Fußvolks der Verbündeten noch unerschüttert war.

Blücher war am Morgen von Wavre aufgebrochen. Die alten Glieder wollten sich noch gar nicht erholen von dem bösen Sturze vorgestern, doch wer durfte dem Helden heute von Ruhe und Schonung sprechen? „Lieber,“ rief er aus, „will ich mich auf dem Pferde festbinden lassen, als diese Schlacht versäumen!“ Wohlgemut ritt er inmitten der Regimenter, die sich mit unsäglicher Anstrengung durch den tiefen Schlamm hindurcharbeiteten; ein Brand in Wavre hatte den Marsch erheblich verzögert. Die Soldaten frohlockten, wo der Feldherr sich zeigte, traten mit lautem Zuruf an ihn heran, streichelten ihm die Knie; er hatte für jeden ein ermunterndes Wort: „Kinder, ich habe meinem Bruder Wellington versprochen, daß wir kommen. Ihr wollt mich doch nicht wortbrüchig werden lassen?“ Thielmann blieb mit dem dritten Armeekorps bei Wavre zurück, um den Rücken des Heeres gegen einen Angriff Grouchy's zu decken, der in der Tat am Nachmittage auf Wavre heranzog. Die übrigen drei Korps nahmen den Marsch auf Chapelle St. Lambert; um 10 Uhr waren die Spitzen, um 1 Uhr die Hauptmasse der Armee dort auf den Höhen angelangt. Nun teilte sich das Heer.

Zieten mit dem ersten Korps marschierte geradeaus, in der Richtung auf Ohain und weiter gegen den rechten Flügel der Franzosen. Bülow mit dem vierten Korps und dahinter das zweite Korps unter Pirch wendeten sich nach links, südwestwärts, gegen den Rücken der französischen Aufstellung. Das schwierige Défilee des Lasnetals war zum Glück vom Feinde nicht besetzt, der Bach ward überschritten, und gegen 4 Uhr ließ Bülow seine Truppen wohlverdeckt in und hinter dem Walde von Frichemont antreten: erst wenn eine genügende Macht zur Stelle war, sollte der überraschende Vorstoß erfolgen. In tiefem Schweigen rückten die Regimenter in ihre Stellungen ein; die Generale hielten am Rande des Waldes und verfolgten mit gespannten Blicken den Gang der Schlacht. Als einer der Offiziere meinte, der Feind werde nun wohl von den Engländern ablassen und, um sich den Rückzug zu sichern, seine Hauptmacht gegen die Preußen werfen, da erwiderte Gneisenau: „Sie kennen Napoleon schlecht. Er wird gerade jetzt um jeden Preis die englische Schlachtilinie zu zersprengen suchen und gegen uns nur das Notwendige verwenden.“

Und so geschah es. Noch ehe die Preußen bei dem Walde von Frichemont anlangten, zwischen 3 und 4 Uhr hatte der zweite große Angriff der Franzosen begonnen. Ney sprengte mit vierzehn Regimentern schwerer Reiterei auf der Westseite der Landstraße gegen die Vierecke der englischen Garde und der Division Alten im Zentrum heran. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, aber das Fußvolk hielt unerschütterlich aus. Endlich zurückgeworfen zog Ney auch die Kavallerie Kellermanns an sich, so daß er jetzt 26 Reiterregimenter zu erneutem Angriff heranführte, die größte Reitermasse, welche dies kriegerische Zeitalter jemals an einer Stelle tätig gesehen hatte. Der Boden dröhnte von dem Hufschlag von 10 000 Pferden, ein Wald von Säbeln und Lanzen bedeckte die Talmulde, stundenlang schwankte das Gefecht, zehn-, zwölftmal ward die Attacke gegen einzelne Bataillone erneuert. Nochmals behielt die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks die Oberhand.

Auch dieser Angriff scheiterte, die Schwadronen begannen zu weichen, ein kühnes Vorgehen der englischen und hannoverschen Reservereiterei brachte sie vollends in Verwirrung; aber auch die Sieger fühlten sich tief erschöpft.

Außen den anderen Teilen des Schlachtfeldes gestaltete sich unterdessen der Gang der Ereignisse weit günstiger für Napoleon. Die Division Quiot, die schon an dem großen Angriffe Erlons teilgenommen, ging von neuem auf der Landstraße vor und bestürmte die Meierei von La Haye Sainte. Dort stand Major Baring mit einem Bataillon von der leichten Infanterie der Deutschen Legion und einigen Nassauern. Die grünen Jäger hatten schon um Mittag die Schlachthaufen Erlons abgeschlagen; die treuen Männer hingen mit ganzem Herzen an ihren Offizieren, alle bis zum letzten Gemeinen zeigten sich entschlossen von diesem Ehrenposten nimmermehr zu weichen. Und welche Aufgabe jetzt! Schon brannten die Dächer des Gehöftes, die einen mußten löschen, die anderen führten aus den Fenstern, hinter den Hecken und Mauern des Gartens das Feuergefecht gegen die furchtbare Übermacht draußen. Pulver und Blei gingen aus; vergeblich sandte Baring wiederholt seine Boten rückwärts nach Mont St. Jean mit der dringenden Bitte um Munition. Erst als fast die letzte Patrone verschossen war, räumte die tapfere kleine Schar den Platz. Wie Rasende drangen die Franzosen hinter den Abziehenden in das Gehöft ein, durchsuchten brüllend alle Stuben und Scheunen: „kein Pardon diesen grünen Brigands!“ — denn wie viele ihrer Kameraden waren heute mittag und jetzt wieder den sicheren Kugeln der deutschen Jäger erlegen! Das Vorwerk des englischen Zentrums war genommen, und bald ergoß sich der Strom der Angreifer weiter bis nach Mont St. Jean. Die Mitte der Schlachlinie Wellingtons war durchbrochen. Da führte der Herzog selber die hannoversche Brigade Kielmannsegge herbei und ihr gelang die Lücke im Zentrum vorläufig zur Not wieder auszufüllen. Aber auch nur vorläufig; denn die Reserven waren schon herangezogen bis auf den letzten Mann, und La Haye Sainte, die beherr-

schende Position dicht vor dem Zentrum, blieb in den Händen des Feindes. Mittlerweile konnte auch der tapfere Bernhard von Weimar auf dem linken Flügel die Vorwerke La Haye und Papelotte gegen die Division Durutte nicht mehr behaupten. Er begann zu weichen. Wellingtons Besorgnis stieg. Schon seit mehreren Stunden hatte er wiederholt Adjutanten an Blücher gesendet mit der dringenden Bitte um Hilfe. Kalt und streng stand er unter seinen Offizieren, die Uhr in der Hand, und sagte: „Blücher oder die Nacht!“ Wenn Napoleon jetzt imstande war seine Garde gegen Mont St. Jean oder gegen den erschütterten linken Flügel der Engländer zu verwenden, so konnte ihm der Sieg nicht fehlen.

In diesem verhängnisvollen Zeitpunkte begann der Angriff der Preußen. Bereits klang fern vom Osten her, beiden Teilen vernehmlich, Kanonendonner nach dem Schlachtfelde hinüber — die erste Kunde von dem Gefechte, das sich bei Wavre, im Rücken der Blücherschen Armee, zwischen Thielmann und Grouchy entspann. Um die nämliche Zeit fiel vor dem Walde von Frichemont der erste Schuß. Es war  $1/2$  Uhr nachmittags; gerade fünf Stunden lang hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen. Bülow's Batterien fuhren staffelförmig auf den Höhen vor dem Walde auf. Ein einzig schönes Schauspiel, wie dann die Brigaden des vierten Korps mit Trommelklang und fliegenden Fahnen nacheinander aus dem Gehölz heraustraten und zwischen den Batterien hindurch sich in die Ebene gegen Plancenoit hinabsenkten. Gneisenau fühlte sich in seinem ewig jungen Herzen wie bezaubert von der wilden Poesie des Krieges und unterließ selbst in seinem amtlichen Schlachbericht nicht zu schildern, wie herrlich dieser Anblick gewesen sei.

Der Held von Dennewitz tat sein Bestes um die Fehler vom 15. und 16. Juni zu sühnen, leitete den Angriff mit besonnener Kühnheit wie in den großen Zeiten der Nordarmee. Gleich im Beginne des Gefechts fiel der allbeliebte Oberst Schwerin, derselbe, der vor einem Jahre der Hauptstadt die Siegesbotschaft gebracht hatte. Das Korps Lobau ward zu-

rückgedrängt, unaufhaltsam drangen die Preußen vorwärts auf Plancenoit. Etwas später, um 6 Uhr hatte General Zieten mit der Spitze des ersten Korps Ohain erreicht und ging dann, sobald er von der Bedrängnis des englischen linken Flügels unterrichtet war, rasch auf die Vorwerke La Haie und Papelotte vor, wo die Division Durutte sich soeben eingenistet hatte. Prinz Bernhard von Weimar rettete die Trümmer seiner Truppen, als die preußische Hilfe herankam, rückwärts in den schützenden Wald von Soignes; seine tapferen Nassauer waren durch das lange, ungleiche Gefecht völlig kampfunfähig geworden. Die Brigade Steinmeß warf nun die Franzosen aus den beiden Vorwerken wieder hinaus, die brandenburgischen Dragoner hieben auf die Zurückweichenden ein, die Batterien des ersten Korps bestrichen weithin den rechten Flügel des Feindes, und bis in das französische Zentrum hinein verbreitete sich schon die Schreckenskunde, dort auf der Rechten sei alles verspielt.

Gegen 7 Uhr war die Schlacht für Napoleon unzweifelhaft verloren. Sein linker Flügel hatte wieder und wieder vergeblich das Schloß Goumont berannt, im Zentrum war der große Reiterangriff gescheitert, auf der Rechten und im Rücken drängten die Preußen von zwei Seiten her näher und näher; den einzigen Gewinn der letzten Kämpfe, die Meierei von La Haie Sainte auf die Dauer zu behaupten war nicht mehr möglich. Durch einen rechtzeitigen Rückzug konnte noch mindestens die Hälfte des Heeres gerettet werden. Es ergab sich aber notwendig aus dem Charakter des Imperators und aus seiner verzweifelten politischen Lage, daß er diesen Ausweg verschmähte und noch einen dritten allgemeinen Angriff versuchte — diesmal nach zwei Seiten zugleich. Er ließ um 7 Uhr die 24 Bataillone seiner Garde heranrufen, behielt nur zwei als letzte Reserve zur Hand, sendete zwölf nach Plancenoit gegen Bülow. Die übrigen zehn sollte Ney zu einem neuen Angriff gegen das englische Zentrum führen, abermals westlich der Landstraße, möglichst entfernt von den Scharen Zietens. Mit stürmischem Hochruf eilten die Bataillone bei Belle Alliance an

dem Imperator vorüber: es war ja ihr Handwerk, den Sieg zu entscheiden. Sie tauchen dann in die unheimliche Bodenmulde hinab, wo dichte Haufen von Leichen und Pferden den Todesweg der französischen Reiter bezeichnen, stürmen unter Trommelschlag, unbekümmert um die Geschosse der englischen Batterien, über die Felder, ersteigen den Abhang dicht vor der Front der britischen Garde. Drobene liegen indessen Maitlands Grenadiere im Grase verborgen. Als die ersten Bärenmücken auf der Höhe erscheinen, schallt weithin Wellingtons durchdringender Ruf: „auf, Garden! fertig!“ — und mit einem Male steigt dicht vor den Augen der entsetzten Franzosen eine rote Mauer auf, die lange Linie der englischen Garde, eine furchtbare Salve kracht auf wenige Schritte Entfernung in die Reihen der Angreifer hinein. Ein kurzes wütendes Handgemenge, dann werden die Blauen von den Roten mit dem Bajonett den Abhang hinuntergeschleudert. Nehs Pferd bricht von einer Kugel getroffen unter dem Reiter zusammen, und wie sie den Führer fallen sehen wenden sich die Garden zur Flucht. Der aber macht sich von seinem Tiere los, springt auf, versucht mit zornigen Rufen die Weichenden zu halten. Umsonst; denn mittlerweile sind die übrigen Bataillone weiter links zwischen zwei Feuer geraten und gehen ebenfalls zurück. Die Kaisergarde stiebt auseinander; ihr unglücklicher Führer irrt barhaupt, mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfelde umher und sucht vergeblich die Kugel, die ihn von seiner Gewissensangst und seinen finsternen Ahnungen erlösen soll.

Indem hatte Blücher schon den Schlag geführt, der die Vernichtung des napoleonischen Heeres entschied. Die Truppen Bülow's gingen in drei Kolonnen im Sturmschritt auf Plancenoit vor. In und neben dem Dorfe hielten jene zwölf frischen Bataillone der Kaisergarde; und sie fochten mit dem höchsten Mute, denn alle fühlten, daß hier die Entscheidung des ganzen Krieges lag. Die anstürmenden Preußen sahen sich im freien Felde den Kugeln der Verteidiger, die in den Häusern und hinter den hohen Mauern des Kirchhofs verdeckt standen, schutz-

los preisgegeben. Dieser letzte Kampf ward fast der blutigste dieses wilden Zeitalters; das Korps Bülow verlor in vierthalb Stunden 6353 Mann, mehr als ein Fünftel seines Bestandes, nach Verhältnis ebensoviel wie die englische Armee während des ganzen Schlachttages. Der erste und der zweite Sturm ward abgeschlagen; da führte Gneisenau selbst die schlesischen und pommerschen Regimenter zum dritten Male vorwärts, und jetzt gegen 8 Uhr drangen sie ein. Noch ein letzter wütender Widerstand in der Dorfgasse, dann entwich die Garde in wilder Flucht; ihr nach Major Keller mit den Füsilieren des 15. Regiments, dann die anderen Bataillone. Auf der ganzen Linie erklang in langgezogenen Tönen das schöne Signal der preußischen Flügelhörner: Avancieren! Zu gleicher Zeit ward weiter nördlich das Korps Lobaus von Bülows Truppen in der Front, von Zietens Reitern in der Flanke gepackt und völlig zersprengt. Die beiden Heerteile der Preußen vereinigten sich hier; der furchtbare Ring, der den rechten Flügel der Franzosen auf drei Seiten umklammern sollte, war geschlossen. Von Norden drängten die Engländer, von Osten und Süden die Preußen heran. Den Truppen Zietens wies Grolman die Richtung nach der Höhe hinter dem Zentrum der Franzosen, nach dem Pachthof La Belle Alliance, der mit seinen weißen Mauern weithin erkennbar wie ein Leuchtturm über dem tiefen Gelände emporragte. Dorthin nahmen auch die Sieger von Plancenoit ihren Weg.

Über 40 000 Preußen hatten noch am Gefechte teilgenommen, und jetzt, da die Arbeit fast getan war kam auch das Armeekorps Pirchs von den Höhen hinter Plancenoit herab. Napoleon war während dieser letzten Stunden nach La Haye Sainte vorgeeilt um die Division Quiot noch einmal zum Angriff auf Mont St. Jean vorzutreiben. Sobald er zu seiner Linken die Niederlage Ney's und gleichzeitig den Zusammenbruch des gesamten rechten Flügels bemerkte, sagte er wie vernichtet: „es ist zu Ende, retten wir uns!“ Er eilte an der Landstraße zurück, nicht ohne schwere Gefahr, denn schon ward die Straße

zugleich von den Engländern und von Zietens Batterien mit einem heftigen Kreuzfeuer bestrichen.

Schweigsam, unbeweglich, mit wunderbarer Selbstbeherrschung sah Wellington auf die ungeheure Verwirrung. Sein Heer war nicht nur völlig ermattet, sondern auch in seiner taktischen Gliederung ganz gebrochen; der lange Kampf hatte alle Truppenteile wirr durcheinander geschüttelt, aus den Trümmern der beiden prächtigen Reiterbrigaden Ponsonby und Somerset stellte man soeben zwei Schwadronen zusammen. Keine Möglichkeit, mit solchen Truppen noch ein entscheidendes Gefecht zu bestehen. Der Herzog wußte wohl, daß allein das Erscheinen der Preußen ihn vor einer unzweifelhaften Niederlage bewahrt hatte; seine wiederholten dringenden Bitten an Blücher lassen darüber keinen Zweifel. Doch er war dem militärischen Ehrgesühle seiner Tapferen eine letzte Genugtuung schuldig; auch sah er mit staatsmännischer Feinheit voraus, wieviel gewichtiger Englands Wort bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen müßte, wenn man sich so anstellte, als hätten die britischen Waffen die Schlacht im wesentlichen allein entschieden. Darum ließ er, sobald er den rechten Flügel der Franzosen dem preußischen Angriffe erliegen sah, alle irgend verwendbaren Trümmer seines Heeres noch eine Strecke weit vorrücken. Auf diesem letzten Vormarsch trieb der hannoversche Oberst Halkett die beiden einzigen Bierecke der Kaisergarde, die noch zusammenhielten, vor sich her und nahm ihren General Cambronne mit eigenen Händen gefangen. Aber die Kraft der Ermüdeten versagte bald, sie gelangten nur wenig über Belle Alliance hinaus. Wellington überließ, nachdem er den Schein gerettet, die weitere Verfolgung ausschließlich den Preußen, die ohnehin dem Feinde am nächsten waren.

Die Geschlagenen ergriff ein wahnsinniger Schrecken. Kein Befehl fand mehr Gehör, jeder dachte nur noch an sein armes Leben. Fußvolk und Reiter wirr durcheinander, flohen die aufgelösten Massen auf und neben der Landstraße südwärts; die Troßknechte zerhieben die Stränge und sprengten hinweg, so

dass die 240 Kanonen allesamt bis auf etwa 27 in die Hände der Sieger fielen. Selbst der Ruf L'Empereur! der sonst augenblicklich jeden Weg dem kaiserlichen Wagen geöffnet hatte, verlor heute seinen Zauber; der kalte Napoleon musste zu Pferde davonjagen, obgleich er sich kaum im Sattel halten konnte. Nur um die Fahnen scharten sich immer noch einige Getreue; ihrer vier waren in der Schlacht verloren gegangen, die übrigen wurden allesamt gerettet. Niemals in aller Geschichte war ein tapferes Heer so plötzlich aus allen Fugen gewichen. Nach der übermenschlichen Anstrengung des Tages brach alle Kraft des Leibes und des Willens mit einem Schlag zusammen; das Dunkel der Nacht, die Übermacht der Sieger, der umfassende Angriff und die rastlose Verfolgung steigerten die Verwirrung. Entscheidend blieb doch, dass diesem Heere bei all seinem stürmischen Mute die sittliche Größe fehlte. Was hielt diese Meuterer zusammen? Allein der Glaube an ihren Helden. Nun dessen Glücksstern verbleichte, waren sie nichts mehr als eine zuchtlose Bande.

Die Sonne war schon hinter dicken Wolken versunken, als die beiden Feldherren eine Strecke südlich von dem Hofe von Belle Alliance miteinander zusammentrafen; sie umarmten sich herzlich, der bedachtsame Bierziger und der feurige Greis. Nahebei hielt Gneisenau. Endlich doch ein ganzer und voller Sieg, wie er ihn so oft vergeblich von Schwarzenberg gefordert; endlich doch eine reine Vergeltung für allen Hass und alle Schmach jener entsetzlichen sieben Jahre! Es sang und klängt in seiner Seele; er dachte an das herrlichste der friderizianischen Schlachtfelder, das er einst von seiner schlesischen Garnison aus so oft durchritten hat. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?“ — sagte er zu Bardeleben und sah ihn mit strahlenden Augen an. Und wirklich, wie einst bei Leuthen bliesen jetzt die Trompeter das Nun danket alle Gott! und die Soldaten stimmten mit ein. Aber Gneisenau dachte auch an die Schreckensnacht nach der Schlacht bei Jena, an jene Stunden im Webichtholze, da er die Todesangst eines geschlagenen Heeres, die dämonische Wirkung

einer nächtlichen Verfolgung mit angesehen. Noch gründlicher als einst an der Katzbach, sollte heute der Sieg ausgebeutet werden. „Wir haben“, rief er aus, „gezeigt, wie man siegt, jetzt wollen wir zeigen wie man verfolgt.“ Er befahl Bardeleben mit einer Batterie den Fliehenden auf den Haken zu bleiben, immer aufs Geratewohl in das Dunkel der Nacht hineinzuschießen, damit der Feind nirgends Ruhe fände. Er selber nahm was von Truppen zur Hand war mit sich, brandenburgische Ulanen und Dragoner, Infanterie vom 15. und 25. und vom 1. pommerschen Regiments; Prinz Wilhelm der Ältere, der die Reserve-reiterei des Bülow'schen Korps geführt, schloß sich ihm an.

So brauste die wilde Jagd auf der Landstraße dahin; nirgends hielten die Flüchtigen stand. Erst bei Genappe, wo die Straße auf einer engen Brücke das Tal der Dyle überschreitet, versuchten die Trümmer der kaiserlichen Garde den Ulanen zu widerstehen; doch kaum erlangt, gegen 11 Uhr, der Sturmarsch des preußischen Fußvolks, so brachen sie auseinander. General Lobau und mehr als 2000 Mann gerieten hier in Gefangenschaft; auch der Wagen Napoleons mit seinem Hut und Degen ward erbeutet. Welche Überraschung als man die Sitzkissen aufhob; der große Abenteurer hatte sich die Mittel sichern wollen für den Fall der Flucht, den Wagen über und über mit Gold und Edelsteinen angefüllt. Die armen pommerschen Bauernburschen standen vor dem Glanze fast ebenso ratlos wie einst die Schweizer bei Granson vor dem Juwelenschaize des Burgherzogs; mancher verkaufte einen kostbaren Stein für wenige Groschen. Das prächtige Silbergeschirr des Imperators behielten die Offiziere der Fünfundzwanziger und schenkten es der Lieblingstochter ihres Königs als Tafelschmuck.

Gneisenau aber und Prinz Wilhelm ritten nach kurzem Verschaffen rastlos weiter. Drüber jenseits der Dyle glaubten die Franzosen sicher zu sein und hatten sich zur Beiwacht gelagert. Mindestens siebenmal wurden sie durch die nachsehenden Preußen von ihren Feuern aufgescheucht. Als sein Fußvolk nicht mehr weiter konnte, ließ Gneisenau einen Trommler auf

ein Beutepferd aussöhnen; der mußte schlagen was das Kalbfell aushalten wollte, und weiter ging es mit den Ulanen und etwa fünfzig Füsilieren, die noch aushielten. Wie viele Scharen der Franzosen sind dann noch vor dem Klange dieser einzigen Trommel auseinandergelaufen! Die Straße war übersät mit Waffen, Tornistern und allerhand Geträümmer, wie einst der Weg von Roßbach nach Erfurt. Beim Morgengrauen ward das Schlachtfeld von Quatrebras erreicht, aber erst jenseits, in Frasnes, nach Sonnenaufgang hielten die erschöpften Verfolger ein. Sie hatten die Zerrüttung des feindlichen Heeres so bis zur völligen Auflösung gesteigert, daß sich von den Kämpfern von Belle-Alliance nur 10 000 Mann, lauter ungeordnete Haufen, nachher in Paris wieder zusammensanden.

Mit stolzen Worten dankte Blücher dem unübertrefflichen Heere, das ermöglicht habe, was alle großen Feldherren bisher für unmöglich gehalten hätten: „Solange es Geschichte gibt wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!“ An Stein schrieb er einfach: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden“ und sprach die Hoffnung aus, seine alten Tage als Steins Nachbar „in Ruhe aufs Land zu verleben“. Er befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofs La Belle Alliance, wo die beiden Sieger, „durch eine anmutige Gunst des Zufalls“ zusammengetroffen waren — „zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren.“ Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gesiegt wurde; denn dort hatte er am 17. Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit

dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, soweit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Berichte die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerte Hilfe geleistet hätten. Zum Glück wurde von solchen Jügen englischer Bundesfreundschaft vorhanden noch wenig ruchbar. Das Verhältnis zwischen den Soldaten der beiden Heere blieb durchaus freundlich; die tapferen Hochschotten, die auf dem Schlachtfelde den preußischen Vierundzwanzigern um den Hals fielen und mit ihnen gemeinsam das Heil Dir im Siegerkranz! sangen, fragten wenig, wem das höhere Verdienst gebühre.

In der Heimat hatte die Unglückspost von Ligny große Bestürzung erregt; man sah schon ein neues Zeitalter unendlicher Kriege emporsteigen. Um so stürmischer nun die Freude über die Siegesbotschaft. Wie war doch plötzlich das Machtverhältnis zwischen den beiden Nachbarvölkern verschoben! Schon jenseits der Grenze empfingen die Deutschen den Feind; die Hälfte des preußischen Heeres und ein Teil der norddeutschen Kontingente genügten, um, vereint mit etwa 60 000 Engländern und Niedersländern, das französische Heer aufs Haupt zu schlagen; unabsehbar drängte sich der Gedanke auf, daß Preußen allein, selbst ohne Österreich, bereits stark genug war, die bösen Nachbarn zu bemeistern, wenn sich nur alle deutschen Staaten ihm anschlossen. Gneisenau sagte befriedigt: „Die Franzosen ahnen nicht bloß, sie wissen jetzt, daß wir ihnen überlegen sind.“ Im Bewußtsein solcher Kraft verlangte die Nation wie aus einem Munde rücksichtslose Ausbeutung des Sieges, gänzliche Befreiung des deutschen Stromes. Im Namen aller rief Arndt den Siegern zu:

Nun nach Frankreich, nun nach Frankreich!  
Holt gestohnes Gut zurück!  
Unsre Festen, unsre Grenzen,  
Unsern Teil an Siegeskränzen,  
Chr' und Frieden holt zurück!

In gleichem Sinne rief ein anderer Poet:

Reißt Vaubans Stachelturm von Frankreichs Grenze,  
Legt ihn der Euren an!

Die Unvollkommenheit alles menschlichen Tuns zeigt sich aber nirgends greller als im Kriege. Ein letzter Erfolg, der noch möglich schien, entging den Preußen — nicht ohne die Schuld der beiden gelehrtesten Männer der Armee, wie die Offiziere urteilten. Das Heer Grouchy's entzog sich der Vernichtung. Als der Marschall am 18. Juni gegen Wavre herankam, hielt ihn Thielmann bis zum Abend durch ein geschickt und mutig geführtes Gefecht an der Dyle fest. Am frühen Morgen des 19. griff Grouchy abermals an, und Thielmann, der dem übermächtigen Feinde nur drei Brigaden entgegenzustellen hatte, wich in der Richtung auf Löwen zurück. Sein Generalstabschef, der geistvolle Clausewitz hielt die Lage für noch bedenklicher als sie war und setzte den Rückzug allzuweit nach Norden fort. Als die Franzosen sodann, auf die Schreckensnachricht aus Belle-Alliance, schleunigst umkehrten und der Sambre zueilten, da hatten die Preußen die Fühlung mit ihnen verloren und konnten sie nicht mehr erreichen. Unterdessen ward auch von der Hauptarmee her ein Unternehmen gegen Grouchy eingeleitet. Während General Pirch am späten Abend des 18. bei Plancenoit eintraf und die Schlacht schon nahezu beendet fand, verfiel sein Generalstabschef, der gelehrte Aster, sogleich auf den glücklichen Gedanken, dies zweite Korps müsse sich jetzt ostwärts wenden, um je nach Umständen die Armee Grouchy's zu verfolgen oder ihr den Rückzug abzuschneiden. Er sprach damit nur aus, was unmittelbar nachher Gneisenau selber dem General auftrug. Die Aufgabe bot große Schwierigkeiten. Das Korps war durch den Tag von Ligny und durch mehrfache Entsendungen geschwächt, zählte nur 16 000 Mann, halb soviel wie vor drei Tagen; die Soldaten fühlten sich tödlich erschöpft, und zudem wußte man nichts Sichereres über Grouchy's Stellung. Was Wunder, daß der Nachtmarsch nur langsam vorstatten ging? Aber bei größerer Rührigkeit seines Generalstabs mußte der General am 19. erfahren, wo

Grouchy zu finden sei. Dies ward versäumt. Erst am 20. kam die Nachricht, daß der Marschall in der Nacht, ohne einen Schuß zu tun, unweit der Vorposten nach der Sambre zu vorübergezogen und also den beiden Corps von Pirch und Thielmann glücklich entschlüpft war. Pirch eilte sofort nach, traf die Nachhut bei Namur, nahm die Stadt nach einem blutigen Gefechte an den Toren, aber die Hauptmacht Grouchy's war schon in Sicherheit. So geschah es, daß den Franzosen vorläufig noch ein leidlich geordnetes Heer von 30 000 Mann übrig blieb, das vielleicht den Kern für eine neue Armee bilden konnte.

Die beiden Feldherren verständigten sich schnell über den gemeinsamen Einmarsch in das Innere Frankreichs, wobei die Preußen wieder die Spize nehmen sollten; nur gingen beide von grundverschiedenen Absichten aus. Blücher wollte einfach die Unterwerfung des verhassten Landes vollenden, bis die Monarchen das Weitere verfügten; Wellington wünschte den legitimen König schleunig in die Tuilerien zurückzuführen. Und wieviel vorteilhafter war die politische Stellung des Briten! Während Blücher, ohne Kenntnis von den Plänen seines Hofs, sich begnügen mußte seinen Generalen jeden amtlichen Verkehr mit den Bourbonen zu verbieten, ging Wellington, unbekümmert um die Wünsche der Bundesgenossen, ruhig auf sein sicheres Ziel los, forderte den Genter Hof auf, dem englischen Heere nachzuziehen.

Die Entscheidung des Krieges fiel so wunderbar rasch, daß jene Mächte, welche eine neue Restauration nicht wünschten, sich gar nicht auf die veränderte Lage vorbereiten konnten. König Ludwig war noch der von allen Mächten anerkannte König von Frankreich, das gesamte diplomatische Corps hatte ihn nach Gent begleitet, und den Vorstellungen der fremden Staatsmänner glückte es, den gefährlichen Einfluß des Grafen Blacas zu besiegen, den König für eine gemäßigtere Richtung zu gewinnen. Einer ersten, unklugen und übermütigen Proklamation folgte schon am 28. Juni eine zweite voll freundlicher Verheißen. Der Bourbone versprach, sich abermals zwischen die alliierten

und die französischen Armeen zu stellen, „in der Hoffnung, daß die Rücksichten, welche man mir zollt, zu Frankreichs Heile dienen werden;“ er verwahrte sich feierlich gegen die Wiederherstellung der Behniten und grundherrlichen Rechte, gegen die Rückforderung der Nationalgüter. Wellington trug kein Bedenken, den Friedensdeputationen, welche ihm die Hauptstadt zusendete, zu erklären, die Bedingungen der Sieger würden um vieles härter werden, wenn die Nation ihren König nicht zurückrösse. Und seltsam, der russische Gesandte Pozzo di Borgo unterstützte eifrig die Bestrebungen des englischen Feldherrn: ganz auf eigene Faust, denn der Zar selber dachte in jenem Augenblicke noch an die Thronbesteigung der Orleans. Pozzo hoffte durch Begünstigung der bourbonischen Sache auf Jahre hinaus der mächtigste Mann in den Tuilerien zu werden. Ein Teil der besitzenden Klassen neigte sich nun doch der Ansicht zu, daß eine neue Restauration der einzige mögliche Ausgang der ratlosen Verwirrung und namentlich für Frankreichs europäische Stellung vorteilhaft sei — eine kühle Berechnung, die freilich mit den Gefühlen dynastischer Treue nicht das mindeste gemein hatte.

Der Imperator mußte sogleich erfahren, daß Frankreich für einen unglücklichen Napoleon keinen Raum bot. Auf den Rat seiner Umgebung verließ er das Heer, das ihn doch allein stützen konnte, am 20. Juni und eilte nach Paris; dort sah er sich von aller Welt so gänzlich verlassen, daß er bereits nach zwei Tagen zugunsten seines Sohnes abdankte. Die provisorische Regierung, die sich unter Leitung des schlauen Touché gebildet hatte, beachtete die Worte des Gestürzten nicht mehr. Er verbrachte dann noch einige Tage voll banger Zweifel in jenem Malmaison, wo einst die verstoßene Josephine in ihrer Einsamkeit gelebt hatte, bot der Regierung vergeblich seine Dienste als einfacher General an. Endlich sah er ein, daß seine Rolle ausgespielt war; der Gedanke, mit Hilfe der jakobinischen Föderierten in den Pariser Vorstädten wieder ans Ruder zu gelangen, schien dem Despoten zu unmilitärisch. Als die Preußen

sich näherten, verließ er am 29. Juni das Schloß und eilte an die Küste nach Rochefort. Der große Schauspieler schlug nun noch einmal seine Toga in malerische Falten, erklärte dem Prinzregenten, er komme, um wie Themistokles Schutz zu suchen am gastlichen Herde des großmütigen Feindes, und begab sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffes *Bellerophon*. Hardenberg erlebte die Genugtuung, daß sein so oft widerholter Vorschlag jetzt von allen Mächten unbedenklich gebilligt wurde; es blieb nichts übrig als den unheilvollen Mann fern von Europa in sichere Haft zu bringen. Dort auf der einsamen Felseninsel hat der Gefangene mit eigenen Händen eine Strafe über sich verhängt, wie sie der bitterste Feind nicht grausamer ersinnen konnte. Dies titanische Leben nahm ein gauenhafstes Ende. Mit wüstem Gezänk und der gewerbsmäßigen Verbreitung ungeheuerlicher Lügen füllte er seine letzten Jahre aus; er selber riß den Schleier hinweg von der bodenlosen Gemeinheit des Riesengeistes, der sich einst erdreistet hatte, der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Über die Behandlung Napoleons hatten die beiden Feldherren sich nur schwer geeinigt. Der Gegensatz der britischen und der deutschen Politik brach überall hervor. Wellington wollte die Gefühle der Franzosen sorgsam schonen, und da er im Herzen völlig kalt blieb, so erkannte er auch richtig, daß es den Eroberern übel anstand, ihren Sieg durch eine Gewalttat zu beslecken. In Blüchers Hauptquartier dagegen flammte der alte Haß gewaltig auf: so viele deutsche Männer lagen abermals in ihrem Blute durch die Schuld dieses einen Mannes! Blücher vermaß sich, er wolle den Unhold, wenn er ihn finge, im Schlosse von Vincennes erschießen lassen, auf derselben Stelle, wo einst der Herzog von Enghien ermordet wurde; denn wozu sonst die Wiener Achtserklärung gegen den Störer der öffentlichen Ruhe? Erst auf Wellingtons dringende Bitten gab er den grimmigen Plan auf und fügte sich „der theatralischen Großmut“, wie Gneisenau erbittert schrieb, „aus Achtung für den Charakter des Herzogs und — aus Schwäche“. Dagegen setzte der preußische

Feldherr durch, daß der Marsch bis nach Paris fortgesetzt wurde, während der Engländer der Hauptstadt die neue Demütigung lieber ersparen und seinen bourbonischen Schützling allein einziehen lassen wollte. Blücher blieb standhaft, stellte den Friedensgesandten der Pariser so strenge Bedingungen, daß die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich wurde.

Das preußische Heer drang unaufhaltsam vor, den Engländern weit voran; auch der Festungskrieg ward mit Nachdruck begonnen, so daß noch vierzehn feste Plätze ihre Tore den Deutschen öffnen mußten. Das Volk betrug sich überall tief feindselig; die Franzosen ließen sich's nicht nehmen, daß dieser neue Krieg der Koalition ein himmelschreiendes Unrecht sei. Auch die Preußen traten härter und schroffer auf als im vorigen Jahre. Gneisenau hoffte die Armee Grouchy's an der Oise von Paris abzuschneiden. Dies gelang nicht; immerhin wurden die Truppen des Marshalls durch die rastlose Verfolgung fast ebenso vollständig aufgelöst wie die Besiegten von Belle-Alliance. Der kühne Parteigänger Major Frankenhausen ließ ihnen nirgends Ruhe, er bewährte wieder den alten Ruhm der preußischen Reiterei, die sonst in diesem Kriege wenig Gelegenheit zur Auszeichnung fand. In den Gefechten von Compiègne und Villers Cotterets leisteten die Franzosen nur schwächlich Widerstand. Die Geschlagenen entkamen in aufgelösten Scharen in die Hauptstadt, und mit ihnen gebot Davoust, der Oberbefehlshaber von Paris, noch über 70 000 Mann; doch was war von diesen mut- und zuchtlosen Haufen zu erwarten? Am 29. Juni langte Blücher in Gonesse an, wenige Stunden nördlich von Paris; der liebliche Kessel des Seinetals lag dicht vor seinen Blicken. Sein Heer hatte die 36 Meilen von dem belgischen Schlachtfelde in 11 Tagen, nur mit einem Ruhetage, zurückgelegt.

Hier im Hauptquartier zu Gonesse kam ein böser Tag für Gneisenau. Das zieht die Herzen so mächtig zu dem Bilde dieses großen Deutschen hin, daß er in allem so einfach menschlich war und darum auch einmal recht menschlich bitter und

ungerecht werden konnte. So widerfuhr es ihm heute. Er wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung der beiden Heere allein aus seinem Kopfe entsprungen war; nun mußte er hören, wie die Verbündeten Wellington als den ersten Helden preisen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfelde hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzugs Fehler auf Fehler gehäuft hatte. Eine tiefe Bitterkeit überkam ihn, wenn er sein ruhmvlos verborgenes Wirken, alle die so lange schweigsam extragenen Kränkungen der letzten Jahre überdachte. Wie abenteuerlich hatte das Schicksal mit ihm gespielt, von Kindesbeinen an! In Schilda, dem sächsischen Abdera, war er zur Welt gekommen, mitten im Wirrwarr des Kriegslagers der Reichsarmee, unter den Feinden Preußens; die preußischen Kanonen brummt den Kinde das Wiegenlied, und wenig fehlte, so wäre der Knabe auf dem Rückzuge in der Nacht nach der Torgauer Schlacht von den Hufen der Pferde zertreten worden, hätte ihn ein mildeidiger Grenadier nicht aufgehoben. Nachher die öde freudlose Zeit, da er in Schilda barfuß die Gänse hüttete, bis endlich die katholischen Verwandten in Würzburg sich seiner erbarmten. Der Heimatlose wußte niemals recht, zu welchem deutschen Stämme, noch zu welcher Kirche er eigentlich gehörte. Dann die wilden, tollen Studentenjahre in Erfurt, eine kurze Dienstzeit bei den österreichischen Reitern, eine Fahrt nach Amerika mit den Unglücklichen, die der Ansbacher Markgraf den Briten verkaufte. Darauf der preußische Dienst: im Anfang glänzende, überschwellige Hoffnungen, dann wieder die leere Nichtigkeit des subalternen Lebens, so armselig, so niederdrückend, daß dieser Feuergeist, der sich einst fast in seinen eigenen Glüten verzehrt hatte, jetzt ernstlich Gefahr lief, zum Philister zu werden. Als dann die weltverandelnden Geschicke über Preußen hereinbrachen, da jauchzte der Genius in ihm auf; durch ihn errang das gedemütigte Heer den ersten Erfolg, seit Scharnhorsts Tode durfte sich niemand mehr mit ihm vergleichen. Und was war sein Lohn? Die Offiziere des Generalstabs, die den Zauber des

Genies im täglichen Umgang empfanden, wußten freilich wohl, was Deutschland an diesem Manne besaß; sie kamen sich vor wie in der verkehrten Welt, wenn sie diesen geborenen Herrscher mit dem Federhute in der Hand ehrerbietig neben dem Zaren stehend sahen. Aber wenn die Soldaten den alten Blücher mit donnerndem Hurra begrüßten, so bemerkten sie kaum den unbekannten General an der Seite des Feldmarschalls. Bülow hatte seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen, von Gneisenau wußte sie nichts. Er glaubte älter zu sein, als alle Generale der Infanterie, und war noch immer Generalleutnant, hatte nie ein selbständiges Kommando geführt, trug weder den schwarzen Adlerorden noch das große eiserne Kreuz. Der König liebte ihn nicht, das boshaftesten Geflüster unter den Hofleuten hörte nicht auf; er fühlte sich seiner Stellung im Heere so wenig sicher, daß er erst kürzlich den Staatskanzler gebeten hatte, ihm doch für die Friedenszeiten das Amt des Generalpostmeisters zu verschaffen. Wie fern lag ihm alle Überhebung, wie oft nannte er sich nur einen vom Glücke begünstigten Soldaten; aber einmal doch mußte der Unmut heraus. In höchster Leidenschaft schrieb er dem Staatskanzler an einem Tage drei Briefe voll heftiger Anklagen, beschuldigte in seinem Zorn selbst Stein und Blücher des Undanks. Die Gerechtigkeit des Königs gab ihm bald Genugtuung; er trug nachher den Ordensstern, der im Wagen Napoleons gefunden worden. Doch über den historischen Ruhm, der ihm gebührte, ist die Mehrzahl der Zeitgenossen nie ins klare gekommen; erst ein späteres Geschlecht seiner Landsleute ward seiner Größe gerecht, und die Franzosen wissen bis zum heutigen Tage noch nicht, wer der erste Feldherr des verbündeten Europas war.